basler stadtbuch cms
Christoph Merian Stiftung

Abenteuer eines jungen Basler Kaufmanns vor hundert Jahren. Theodor von Speyr

Autor(en): Traugott Geering

Quelle: Basler Jahrbuch

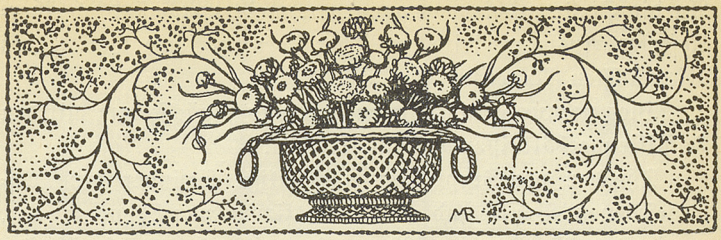
Jahr: 1910

https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/56ce930f-c048-4238-a5be-bdb22c387062

Nutzungsbedingungen
Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform baslerstadtbuch.ch ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.
http://www.cms-basel.ch
https://www.baslerstadtbuch.ch



Abenteuer eines jungen Basler Kaufmanns vor hundert Jahren. Theodor von Speyr.

Von Traugott Geering.

Im Gefolge der Veröffentlichung der Christoph Merian-Biographie sind mir unter manchen andern ergänzenden Mitteilungen auch einige Briefe und Notizen des Associés Christoph Merians des Älteren, des Herrn Theodor von Speyr, auf den Tisch geweht worden. Ein Großsohn von Speyrs, Herr Immanuel von Brunn, brachte mir zunächst den Bericht des damals 21jährigen von Speyr an seine Eltern über seinen Schiffbruch vor der Reede von Fécamp am 7. September 1801 und in der Folge auch noch einen außerordentlich reichhaltigen Brief, man könnte fast sagen ein Tagebuch, den von Speyr vor jenem Schiffbruch auf der langen Seereise von Lissabon nach dem Kanal, an seine Eltern abgefaßt, den er dann aber erst gleichzeitig mit dem Bericht über den Schiffbruch von Fécamp aus absenden konnte.

Dieses Material ändert nun gerade nichts an dem bereits in der Christoph Merian-Biographie über Th. von Speyr, über sein Verhältnis zu der Firma der Gebr. Merian und über seinen Schiffbruch (S. 49) Gesagten; wohl aber wird manches dadurch viel genauer präzisiert und ausgiebig ergänzt.

An die Stelle mühsam gewonnener, meist nur mündlich überlieferter Aussagen tritt der sicher dokumentierte Bericht des allernächsten Augenzeugen.

Dies vorausgesandt, wollen wir uns zunächst kurz mit den Familienverhältnissen bekannt machen.

Theodor von Speyr, der nachmalige Gründer der hochangesehenen Bank- und Speditionsfirma von Speyr & Co., wurde am 27. August 1780 zu Bretzwil geboren als ältester Sohn des dortigen Pfarrers Johannes von Speyr-Falkeisen. Im Jahre 1784 folgte ein Brüderlein Johannes und ca. 1790 kurz nach der Übersiedelung des Vaters nach Basel als Pfarrhelfer zu St. Leonhard ein dritter Knabe, Johann Heinrich. Die Kosenamen der drei Brüder waren Tödy, Hansel und Heiggy. Dem zweiten, damals 5jährigen Bruder Hans hat die Verpflanzung aus dem idyllisch schönen und freien Naturleben in Bretzwil in die engen dumpfen Stadtmauern seelisch und gesundheitlich arg zugesetzt. Er ist nach relativ kurzem schwerem Lebens- und Leidensgang schon 1816 als Pfarrer zu Kleinhüningen verstorben. Dem älteren Bruder, unserm Theodor, hat das Leben viel mehr von seiner sonnigen goldenen Seite gelacht. Er hat aber allerdings sein Glück von früher Jugend auf in angestrengter Arbeit, durch Ehrenhaftigkeit, durch energisches Wollen, durch eine seltene Intelligenz, Tüchtigkeit und Tatkraft erringen müssen.

Schon mit 12 Jahren, anno 1792, tat ihn der Vater bei der damals noch in ihren Anfängen stehenden Mousselinehandlung der Gebr. Merian in der St. Albanvorstadt (später seit dem 20. März 1794 im Hause zur kleinen Sonne an der untern Freienstraße) in die Handelslehre. Er schlug prächtig ein und besaß und erwarb in immer steigendem Maße das Vertrauen seiner Prinzipale. In erster Linie die gesegnete Zucht seiner hochachtbaren Eltern und dann sein persönlicher Trieb und Wille, etwas Rechtes zu werden, zeitigten die besten Früchte. Schon in jungen Jahren verfügt er über einen gefestigten, männlichen Charakter und über eine mit

seiner kurzen Schulzeit anscheinend auffallend kontrastierende allgemeine Bildung. Er verfügt auch über einen gediegenen Stil. Er schreibt gern und auffallend gut, mit sichtlicher Freude an wohlgesetzten, abgerundeten Wendungen. Auch führt er eine sichere, ansprechende Handschrift.

Nach zweijähriger Lehre und einem Aufenthalt in Yverdon von Ende Oktober 1794 bis Anfangs Juli 1795 zur Ausbildung im Französischen blieb der nun Fünfzehnjährige zunächst ein Jahr lang, von 1795 auf 1796, als „Bedienter", d. h. als Verkäufer im Laden, und dann dauernd als Kommis in dem Geschäfte der Gebr. Merian. 1803 erhielt er die Prokura und von 1810 bis 1814 wurde er Teilhaber der Firma.

Dann tritt er aus und gründet anno 1816, und zwar von Anfang an im Hause zum grünen Ring an der Ecke der Pfluggasse, das er schon am 11. August 1804 von seinem Prinzipal und Freunde Christoph Merian erworben hatte und seither dauernd bewohnte, mit dem ältesten Sohne des Herrn J. J. Merian-Wieland, Samuel Merian, eine neue Firma Merian & von Speyr. Diese Firma löste sich auf Ende 1824. Unmittelbar darauf gründete Th. von Speyr, Anfangs 1825, mit seinem jüngsten Bruder Johann Heinrich als Prokuristen, die heutige Firma von Speyr & Co. Er wurde 1827—31 Ratsherr, 1830 Präsident des Handelskollegiums und erfreute sich auch militärisch als Oberstlieutenant der Infanterie und gesellschaftlich in mancher andern Hinsicht vermöge seiner hervorragenden Intelligenz und seiner festen Energie eines besonderen Ansehens. Er starb im Jahre 1847.

Über die mittlere Zeit Theodor von Speyrs, die Mannesjahre vom 23. bis zum 48. Lebensjahre, von seiner Prokura und seiner Verlobung mit Frl. Dorothea Ryhiner anno 1803 an bis zur Gründung seiner eigenen Firma im Jahre 1825 hatte ich in der Biographie Christoph Merians reichlichen Anlaß Auskunft zu geben (s. das Personenregister S. 243). Heute erhalten wir nun über seine Jünglingszeit näheren Aufschluß. In erster Linie gewähren uns seine Briefe einen

freundlichen Einblick in Freud und Leid des Familienkreises im Pfarrhelfershause am St. Leonhards-Stapfelberg um 1800.

Theodor von Speyr wünscht seinem jüngsten Brüderchen, dem Heiggy, der anscheinend infolge einer übermäßigen Züchtigung durch den „Magister Rasibus" schwer am Fieber erkrankt war, mehr Lebensweisheit, bestehend im Gehorsam gegen seine Lehrer, damit er, der Heiggy, „nicht so viele Knöpfli" erleiden müsse, „als sein großer Bruder Tödy, wovon übrigens nichts verlohren gegangen." „Der liebe Heiggy möge sich dieses zur Warnung dienen lassen und jedem Praeceptoren folgen, um sich nicht wieder solchen Dingen auszusetzen und etwas nützliches zu lernen." Daneben macht er in dem Briefe vor den Eltern dem Magister Rasibus die Faust: Mit dem würde er, wenn er in Basel gewesen wäre, „so gesprochen haben, daß ihm die Ohren hätten gällen sollen."

Dieser Magister Rasibus ist wahrscheinlich kein anderer, als der zwar grundgelehrte, aber in seinem Verhalten unberechenbare Geographie- und Geschichtslehrer am Gymnasium: Kölner-Rosenburger, der Vater Kölners des Sauren.

Im Anschluß daran verspricht Th. von Speyr dem Heiggy schon 1801: „Wenn ich das Leben behalte und er sich s. Z., wie ich wünsche, entschließt, sich der Handlung zu widmen, so werde ihn unter meine Korrektion nehmen und trachten, nicht nur (nicht) einen guten Kaufmann, sondern auch einen wohldenkenden und brafen Menschen aus ihm zu bilden."

Das hat er gehalten. Vom 3. Januar 1825 an erscheint in seiner endgültigen Firma von Speyr & Co. dieser Bruder Johann Heinrich als Prokurist.

Der mittlere Bruder Johannes wurde Theologe. Im Frühjahr 1801 bestand er das Baccalaureat, d. h. etwa die Maturität. Theodor von Speyr gratuliert ihm von der See aus „zur Laureatenstelle" und „hofft, er werde sich derselben würdig betragen und sich aus allen Kräften bestreben, dem l. Papa bald soviel möglich in seinen Geschäften behülflich zu sein und ihm solche zu erleichtern trachten", was

Johannes dann auch redlich getan hat: 1802 Magister, 1806 V. D. M. hat er dem ursprünglich baumstarken, jetzt aber kränkelnden Vater schon während der Studienzeit, namentlich aber als Kandidat von 1806 bis 1808 auf jede Weise, namentlich auch durch Predigt und administrative Aushilfe, unter die Arme gegriffen. Von 1808 an bis zu seinem frühen Tode 1816 war er Pfarrer zu Kleinhüningen.

So ermahnt der verständige Älteste die jüngeren Brüder zu tüchtigem Streben, und er schließt diesen Teil des Briefes mit dem verlockenden Ausblick in eine möglichst nahe Zukunft in echt baslerischem Sinne: „Was für ein Vergnügen wird es dereinst für die lieben Eltern und für uns alle sein, ein jedes von uns wohlversorgt zu sehen. Ich als der Älteste werde immer — was von mir abhängt — zum Besten der Meinigen thun. — Ich sehe den lieben Hansel im Geiste schon auf einer reichen Pfrundt (als) Pfarrer und besuche ihn und die lieben Eltern, die einen Theil des Sommers bey ihm passieren, des Samstags und Sonntags in angenehmster Gesellschaft [damit meint er seine künftige Braut und Gattin Frl. Dorothea Ryhiner]. Jedoch kann ich biß dorthin, wie man sagt, noch manches Stückchen Brod essen und er (der Hansel) in den sog. Hundstagen noch manche sog. Hundslektion nicht nur auf Latein, sondern sogar auf deutsch halten. — Nichts für ungut Hänni!“ —

Seit Ende der 1790er Jahre muß Theodor von Speyr im Dienste seiner Firma viel gereist sein. Speziell auch nach England. Denn er sagt im Sommer 1801: „In England habe ich eine große Anzahl Freunde und bin jener Gegend sehr gewogen. Hätte ich nicht so viele Anzüglichkeiten [will sagen: Anziehungspunkte] in meinem Vaterlande, und würde es mir dort unglücklich gehen, ich würde mich entschließen können, mein Leben dort (d. h. in England) zuzubringen und mein Glück dort zu suchen ! ! ! Es macht entsetzlich viel, wenn man daselbst persönlich bekannt ist und die Sprache redt, welches letztere ich mich nun zu thun schmeichle. Überdies

konveniert mir die dortige Lebensart und das Climat sehr." — — Aber kurz darauf fügt er dann doch ausdrücklich bei: „Sollten mich meine Herren bei meiner Zurückkunft (von Portugal) auf dem vesten Lande sogleich und ohne mich nach der Schweiz kommen zu lassen, wieder nach England schicken wollen, so würde [ich] es ausschlagen; denn ich muß nach Basel, muß nach der mir so teuren Vaterstadt, und kann es nicht länger anstehen lassen, alle meine werten Angehörigen zu umarmen, — Hauptsachen ins Reine zu bringen." —. Mit Entschiedenheit tritt er auch dem falschen Gerüchte von seiner angeblichen Absicht entgegen, er wolle sich „mit seinem Busenfreunde und Bruder seiner Herren, Hans Jörg, in England etablieren." Es ist dies der jüngste Bruder der Herren Samuel, Jean-Jacques und Christoph Merian: Georg Merian, der sich nachmals in Paris niederließ und mit dem er z. B. 21 Jahre später in Begleitung des jüngern Christoph Merian Anfangs September 1822 dort zusammentraf (s. Chr. Merian, S. 89).

Seine Stellung innerhalb der Firma und sein Verhältnis zu den beiden Herren Prinzipalen wird klar beleuchtet durch folgende Stellen in dem Seebrief vom 12. August 1801, die zugleich wertvolle Anhaltspunkte zur vollen Würdigung der Bedeutung der Firma Gebrüder Merian enthalten.

„Daß meine Herren mit mir zufrieden sind und ihre Zufriedenheit auch in Basel zu verstehen geben, freut mich außerordentlich. — Ich habe mich, solange ich auf der Reise bin, so für ihr Interesse verwandt, als ob es das meinige gewesen wäre. Das gute Zeugnis, so sie von mir in meiner Vaterstadt ablegen, ist freilich das Wenigste, so sie für mich thun können. Jedoch sehe ich es von keiner so unbedeutenden Seite an, indem es mir dorten bei eint und andern Personen, die sich für mich interessieren dürften, einen guten Namen erwirbt oder den schon erhaltenen vergrößert. — Ich hoffe, mein Brief [vom 24. Juni an Herrn Chr. Merian-Hoffmann] wird gute Wirkung thun und meinen Herren zu

verstehen geben, was sie als Ehrenmänner gegen mir zu thun schuldig sind. — Ich zähle jedoch auf nichts und baue keine Schlösser in die Luft, überlasse alles der Vorsehung, die alles aufs beste lenken kann." —

„Ich glaube nicht, daß es von Seite der Herren Gebrüder Merian klug gehandelt wäre, mich vor den Kopf zu stoßen, da ich ihnen entweder viel nutzen oder aber viel, und noch viel mehr, schaden kann. Da ich nun schon passirt 6 Jahre (ein Jahr lang als Bedienter) in ihrem Hause bin und durch meine Reisen unseren Handel von Grund aus im ganzen Sinne des Wortes genommen verstehe, welches keiner auf dem Comptoir sagen kann, so muß ihnen — ich bins überzeugt, — viel daran gelegen seyn, mich ihnen geneigt zu erhalten. —. Biß jetzt kann ich ihnen ohnmöglich etwas zur Last legen. Im Gegenteil, ich habe nicht das Recht, das zu fordern, was sie gegenwärtig favorables für mich thun. —. Man muß das Eine wie das andre sagen: sie könnten mich nicht mit mehr Vertrauen beehren und nicht vorteilhafter für mich an alle unsre Korrespondenten (also die ersten Häuser Europas) schreiben. —. Überall, wo ich hinkomme, kann ich die ersten Gesellschaften besuchen und sobald es mir meine Geschäfte zulassen, an jeder Freude teilnehmen. Jedermann eifert in die Wette, mir Höflichkeiten zu erweisen, meine Bekanntschaft zu machen, und wem geschieht alles dies? Wen sieht man in der Mitte von Männern? im Circul der angesehendsten Persohnen? einen Jüngling von noch nicht 21 Jahren, der beinahe erst anfängt, in die Welt zu gucken. —. Meine Pflicht ist demnach diesen mir erworbenen guten Ruf, auf den ich stolz bin, und der auch Ihnen nicht gleichgültig sein kann, zu erhalten, der Welt zu beweisen, daß ich ihn verdiene. Ich würde, im Falle ich auch das größte Recht hätte, mich mit meinen Herren zu brouillieren, immer in den Augen vieler Unrecht haben und mir an manchen Orten und vielleicht da, wo ich es am wenigsten wollte, schaden. —. Alles dieses sind nur Anmerkungen, nur einige wenige Gedanken, die mir bey

dieser Gelegenheit in den Kopf kommen. Wills Gott wird nie eine Rede von dem allem seyn und alles sich aufs beste enden. Ich versichere Ihnen jedoch nochmals aufs feyerlichste, daß es mir auch im entgegengesetzten Falle nicht bange seyn würde, mich auf eine honnete Art durchzubringen. Wenn nur das Eine im Reinen wäre und ich gewisse Aussichten meine Inklination betreffend hätte, so sollte sich das übrige auf eint oder andre Art geben."

Einen Plan, der seiner Ansicht nach „gewiß vorteilhaft ausfallen müßte", will er dem Papier nicht anvertrauen und verspart daher dessen Mitteilung „auf nächste Zusammenkunft". Er fährt dann fort: „Das kann ich Ihnen sagen, daß das Ganze zu Erreichung meiner Wünsche, die unveränderlich sind, zielt und nur in dem Falle anwendbar ist, wenn ich nicht vorsehe, solche im Hause Gebr. Merian auszuführen, und als Commis will ich selbst nichts davon hören. Hätte ich keine Absichten, dächte ich nicht weiters hinaus, wollte ich nur für mich sorgen, oh dann wäre mir alles recht, dann könnte ich auch jedem Dinge, jedem Unfall trotzen. Denn ein junger Mensch, der die Arbeit liebt und nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, (und das bin ich Gottlob nicht), auch überdies 9 Jahre in dem nämlichen, in einem der ersten Häuser, überall durch seinen Reichtum und seine Geschäfte bekannt, gewesen und mit Ehren gewesen ist, wird überall mit offenen Armen empfangen und findet sein Auskommen reichlich, ohne deswegen ein Etablissement für eigene Rechnung (welches gegenwärtig sehr critisch ist, und wozu ich nicht rathen würde) zu unternehmen. Aber! ein geheuratheter Mann! der nur einen oder besser zu sagen keinen Ausweg hat, ist ein Sklave und für seine ganze Lebenszeit wie ein Kettenhund gebunden, weil man denkt und weißt: „Er muß sich alles gefallen lassen." —. Dieses letztere kann jedoch mit mir nie der Fall seyn. Aber nichtsdestoweniger wollte ich, so wie ich das eine betreibe, das andre nicht vergessen. —. —. ..... Mein Entschluß ist

gefaßt, schon längst gefaßt und nichts kann ihn umstoßen. Mein guter Name würde darunter leiden, denn mein Betragen war zu deutlich.“.... Übrigens sei er aber noch in keiner Weise gebunden. „Es ist und bleibt also ganz freier Wille, der durch nichts gebrochen werden kann, als wenn er meiner Ehre schaden würde und das kann er nicht.“

So tritt Theodor von Speyr vor uns, gleich ehrenhaft und gleich resolut als Geschäftsmann, wie als Freier, mit starkem Bewußtsein seines Wertes und entschlossen, diesen Wert zur Geltung zu bringen, mit seinen Pfunden auf jede redliche Art zu wuchern. Schon bei dem Jüngling fehlt nicht ein starker Einschlag von einer gewissen Großspurigkeit, die ihm zeitlebens geblieben ist. Wundern wird man sich immer über die gediegene männliche Reife, zu der seine Denkart und sein Charakter mit 20 Jahren schon durchgedrungen sind, entsprechend dem frühen Beginn seiner Lehrzeit und seiner hervorragenden Tüchtigkeit im Geschäft, die ihn schon in so jugendlichem Alter zum Vertrauensmann einer der ersten Firmen der Schweiz und des Kontinents überhaupt machte.

Die Pläne, von denen er spricht, die Vorschläge in betreff seiner künftigen Stellung im Geschäft, die er seinen Prinzipalen von Lissabon aus schriftlich machte, sind zwar nicht positiv bekannt. Dagegen läßt sich aus seiner kategorischen negativen Erklärung, daß er in seiner bisherigen Stellung als Kommis nichts von der doch so sehnlich herbeigewünschten Verlobung wissen wolle, schließen, daß er einen höheren und selbständigeren Posten, vermutlich die Prokura, die ihm dann auch $1^1/_2$ Jahre später zuteil wurde, schon damals zu erhalten wünschte. Erst nachdem dies in Sicherheit gebracht war, ist der noch nicht 23jährige, dann allerdings unverzüglich zur Verlobung und zur Heirat geschritten.

Zu diesen höheren Anforderungen an seine Firma gab ihm nun gerade auch die verantwortungsvolle Reise nach Lissabon und der gefahrvolle Aufenthalt daselbst, die Miete

und Befrachtung verschiedener Schiffe mit ausschließlich Merianischem Kaufmannsgute, eine besonders günstige Plattform. Noch mehr Anspruch auf Berücksichtigung seiner Wünsche sollte ihm die Rückreise verschaffen.

Über seine durchaus klare Stellung zur Firma entnehmen wir seinen Briefen noch folgende besonders charakteristische Punkte. Mit Bezug auf sein Verhalten gegenüber Bestechungsversuchen sagt er:

„Wenn meine Herren und Oncle am Heyberg glaubt, ich erhalte kostbare Präsenten, so stehen sie in einem falschen Wahn. Es hienge zwar bloß von mir ab, es zu thun, aber ich glaubte, unrecht zu handeln und meinen Herren zu schaden, wenn ich es thäte, indem Leute, so mir Präsenten offerieren, es in der Absicht thun, es ohngerügt doppelt und dreyfach auf die Waren zu schlagen und mich in ihr Interesse zu ziehen.“ —

Schon damals tritt ferner sein besonderes freundschaftliches Verhältnis zu Herrn Christoph Merian-Hoffmann, dem sog. „reichen Merian“ deutlich ins Licht. Wenn er die beiden Prinzipale damals schon im Grunde zugleich als seine ehrlichen Freunde ansieht, so sagt er in betreff des jüngeren, eben des Herrn Christoph Merian-Hoffmann, geradezu: „Er ist derjenige unter meinen Freunden, den ich am meisten liebe und der mir ganz zugetan ist.“ Demgemäß schreibt er von ihm fast kameradschaftlich an seine Eltern: „Christoph Merian habe ich unterm 24. Juli (1801) von Lissabon aus geschrieben. Er wird, wie ich es ihm auftrug, bei Ihnen vorbeygekommen seyn. Hat er meinen Brief erhalten?“ Zugleich ist er besorgt um ihn: „wenn er nur nicht nach Leipzig verreist! Es würde mich gewiß sehr schmerzen.“ „Viele Grüße an ihn, sowie auch an Freund Wieland.“

Später auf dem Schiff schließt er seinem großen Seebrief an die Eltern einen solchen „für Freund Ch. M. bey“ und ersucht die Eltern, „ihn demselbigen unter Verrichtung meiner besten Grüße, wenn er noch in Basel ist, sicher zukommen zu lassen. —. Sollte er nach Leipzig verreist sein, bitte, ihn

durch seine Eltern spedieren zu lassen und ihn zu rekommandieren." Allerdings ist bei diesen Botendiensten hin und her zu berücksichtigen, wie selten damals die Postverbindungen waren, welches Ereignis ein Brief, insonderheit eine solche Privatmitteilung auf so weite Entfernung bedeutete.

Auch dieser zweite Brief an den „reichen Merian" dürfte sich, abgesehen von respektvoller freundschaftlicher Aussprache und von der laufenden Geschäftsabwicklung, auf seine geschäftliche Stellung bezogen haben. Von seiner beabsichtigten Verlobung dagegen, die ihn infolge einer alarmierenden Nachricht, die er unmittelbar vor der Abfahrt von Lissabon erhalten hatte, auf dieser Seereise besonders stark bewegte, hat er seinen Prinzipalen damals noch nichts mitgeteilt. Er erklärte den Eltern gegenüber ausdrücklich, daß er „nicht der Meinung sei, meinen Herren von bewußtem etwas zu entdecken, indem ich es biß zu einer guten Gelegenheit verspahren will. —. Es kommt viel auf die Art und Weise und auf die Umstände an, wie man es anbringen kann, und das sey meine Sorge." Dagegen bittet er die Eltern, und namentlich die Mutter als Freundin im Hause Ryhiner-Battier, ihr Bestes für ihn zu tun.

Schließlich noch ein Wort, den nervus rerum betreffend: „Wie meine Finanzen gegenwärtig stehen, kann ich nicht sagen, biß ich sehe, was meine Herren von angeschafften Sachen auf mich werfen. Ich hoffe jedoch, sie werden billig seyn, welches sich bey unserer nächsten Zusammenkunft zeigen wird."

Einen speziellen Punkt berührt Th. von Speyr mit den Worten: „Es ist unglaublich, wie viele Kleider man auf der Reise durchputzt. Ich habe mir schon vieles, sehr vieles anschaffen müssen, und bin doch noch so vielem nothwendig. —. Wenn die liebe Mama mir je etwas in Hemden kaufen wollte, so bitte biß zu meiner Nachhausekunft zu warten, da ich selbige ohne „Jabots" und auf der Brust von ganz feiner Leinwand, gefaltet und gestickt haben möchte, indem man keine andern als solche im Auslande sieht, und ich

keines der meinigen (für Basel gewiß feinen Hemden) Gröbe halber zeigen darf. —."

Wieder eine andere Seite seiner Finanzgebarung beleuchten die Worte: „Bis jetzt habe ich noch nichts für meine eigene Rechnung spekuliert ..... An Gelegenheit fehlte es mir nicht, aber ich wollte, da ich schon zu viel überladen war, nicht noch mehr auf mich werfen. — Herr Rapp (London) offerierte mir jeden Augenblick 500—600 £ Sterling oder Doublonen zu meiner Disposition zu halten. —. Ich habe ihm unter der Hand gedankt. Vielleicht mache davon Gebrauch, wenn sich ein günstiger Augenblick darbietet und ich ganz sicher gehen kann." —

Soviel erfahren wir aus seinen Briefen über seine bisherige Stellung und Wirksamkeit. Noch näher bekannt werden wir nun aber mit seinen Erlebnissen auf der Reise nach Portugal und zurück und mit seinem mehr als halbjährigen Aufenthalt daselbst vom Januar bis August 1801.

Am 13. August 1801 schreibt er (S. 8) an seine Eltern: „Wie doch die Zeit vergeht! Schon beinahe 8 Monate seitdem ich mich von Ihnen trennte!"

Demnach muß er Ende Dezember 1800 oder Anfangs Januar 1801 diese große und schwierige Reise angetreten haben. Er sollte u. a. dem Vater aus England englisches Zeug und dem Vetter Heinrich Rasiermesser beschaffen. Er findet aber keine Zeit dafür „und muß das biß zu einer nächsten Reise, die w. G. noch entfernt seyn möge", verschieben, bemerkt jedoch dazu: „wenn aber der l. Papa will, so werde nach England schreiben und es besorgen lassen."

Ein englisches Paketboot, wie sie dazumal zugleich der Personenbeförderung dienten, brachte ihn auf relativ recht angenehme Weise nach Lissabon. Der Vergleich, den er auf der Rückreise anstellt, lautet: „So gut ich es in dem Paquetboote von England nach Portugall hatte, so mittelmäßig habe ich es hier."

Vermutlich noch im Januar oder Anfangs Februar 1801

ist er in Lissabon angekommen, um nun ein halbes Jahr dort zu weilen und die Verfrachtungen, vielleicht auch den Einkauf von Kolonialwaren: nordamerikanischer Baumwolle, brasilianischem Zucker, Kakao und Zitronen für sein Haus zu besorgen.

Im Gegensatz zu seiner Vorliebe für Land und Volk in England hat es ihm in Portugal gar nicht sonderlich behagt: „Portugall ist viel zu warm für mich. Ich wurde nicht nur (nicht) mager, sondern verlor einen großen Teil meiner Farbe, wie es jedem geht, der dorthin kommt."

Aber noch viel schlimmer, als mit dem ungesunden Klima, war es damals dort um die öffentliche Sicherheit bestellt. Aus den letzten Zeiten seines Aufenthalts in Lissabon gibt er folgende Räubergeschichten zum besten:

„Ich bin froh, sehr froh, daß ich von Lissabon abreisen konnte und also nicht mehr allen den Gefahren ausgesetzt bin, die daselbst unvermeidlich sind und von denen ich Ihnen, um Sie nicht zu beunruhigen, keine zu helle Vorstellung machen wollte. —. Kein Morgen vergeht, da man nicht Todte, die in der Nacht oder gegen Abend umgebracht worden, in den Straßen findet. —. Obschon ich nie unbewafnet und ohne Begleiter, der eine große brennende Fackel trug, ausging, so wurde ich doch eines Abends kurz vor meiner Abreise attaquiert und entkam mit genauer Not den Händen dieser Bestien, nachdem mein armer François (Nahme meines Bedienten) einen Schlag auf die Brust, der ihn beinahe ohnmächtig niederwarf, erhalten hatte. —. Einen andern Tag sah ich einen Mann durch einen Stiletstoß kaum auf einige Schritte von mir sinken. —. Öfters geschieht es, daß es gedungene Mörder sind, die in der Dunkelheit den Unrechten spedieren. —. Sobald sie nun ihren Irrtum einsehen, so machen sie dem unglücklichen Schlachtopfer ihre Entschuldigungen mit dem Bedeuten, es sey ihnen leid, es habe nicht ihm gegolten." —

Von einer ganz andern Seite lernte er in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Lissabon das Volk des Landes

kennen, da gerade damals aus Anlaß des Friedens zwischen Portugal und Spanien und dem mit Frankreich ein fünf Tage lang währendes Fest gefeiert wurde. Es ist das der Friede von Badajoz vom 6. VI. 1801, dem der Friede mit Frankreich am 29. XI. folgte. Darüber, sowie auch über eine Reise nach einer 6 Stunden von Lissabon gelegenen Gegend, „wo ich die größten Merkwürdigkeiten sah", will er den Eltern mündlich Auskunft geben.

Die Seinen versäumte er auch von Lissabon aus nicht, mit Geschenken zu erfreuen. Unter anderm sendet er einen großen Schal für die liebe Mama. „Da der Nachtluft auf der Rheinbrücke, wenn man öfters Abends von einer guten Freundin heimkehrt, sehr stark ist", werde dieser Schal „sehr brauchbar sein und gute Dienste leisten. —. Ich wünschte, derselbe möchte aus solchen Anlässen schon ganz zerrissen seyn. —. Mein größtes Vergnügen wäre dann, aus Vorsorge zwey neue kommen zu lassen." „Mein Haus ist von diesen Päckchen gebührend avisiert und wird nicht vergessen, es auszuliefern. Jedoch schadet es nichts, wenn man durch Müller aufpassen läßt."

Sodann hatte er aber von Lissabon namentlich auch „Mahlereyen" nach Hause gesandt. Denn so bequem wie heute mit den Ansichtspostkarten und den Photographien und Photochromen hatte man's damals noch nicht. Diese „Mahlereyen" sollten seiner Meinung nach daheim „in der hintern Stube prangen". Noch mehr als diese nicht näher bezeichneten Gemälde interessiert uns hier ein gleichfalls damals in Lissabon angefertigtes, anscheinend wirklich sehr gutes kleines Brustmedaillon in Öl, das als Beilage zu seinem Seebrief erhalten ist, und das Herr von Brunn gleichfalls so freundlich ist, für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. In dem großen Seebrief dankt er den Eltern „viel und vielmahl für die gute Aufnahme und Mitteilung!" dieses seines Portraits. —. „Daß solches an einem gewissen Orte gefallen, freut mich außerordentlich, und ich hoffe und schließe

aus dem mir Mitgeteilten, das Original werde seiner Zeit nicht minder gut aufgenommen werden. —. Wo haben Sie dieser kleinen Mahlerey biß auf weiteren Bescheid einen Platz angewiesen?"

Bezeichnend für den jungen Basler, der auf das geistige Niveau seines Standes hält, ist die Sorge um die Erneuerung seines Abonnements auf die Lesegesellschaft. „Sollte ich je zur Zeit der Erneuerung des Abonnements der Lesegesellschaft nicht zu Hause sein, so bitte um Erlaubnis für mich anhalten zu lassen und das Nötige zu berichtigen, indem ich Mitglied davon zu bleiben wünsche." — —

Sein geschäftlicher Auftrag für Lissabon war nun offenbar, zwei Schiffe mit Gütern für die Gebr. Merian zu befrachten und an einen von ihm nicht genannten Nordseehafen zu spedieren. Ob es damals schon Emden war, läßt sich nicht feststellen. Die politische Konstellation spricht für einen preußischen Hafen oder eine der Hansastädte Bremen oder Hamburg.

Wir haben uns hier kurz die doppelte handelspolitische Lage jener Zeit zu Land und zur See klarzumachen. Was den Landhandel anbelangt, so war die Schweiz in dem verheerenden dreifachen Kriege Frankreichs gegen Rußland, Österreich und England in den Jahren 1798 und 1799 der wichtigste Schauplatz der Kämpfe gewesen. Handel und Verkehr waren aufs äußerste erschwert. Erst die entscheidenden Siege Napoleons in Deutschland und Italien im Jahre 1800 machten diesem Zustand ein Ende. Nach allen Seiten wurden die Grenzen wieder geöffnet. Der Handel konnte sich wieder frei bewegen und machte davon ausgiebigen Gebrauch. England gegenüber waren die Pläne Napoleons noch nicht zum Kontinentalsystem ausgereift. Doch wurde von Frankreich aus der Gegensatz gegen die englische Hegemonie in Handel und Industrie damals schon zielbewußt genährt. Und als Mittel dazu diente in der Folge immer mehr der Ausschluß englischer Fabrikate und aller über England kommender Kolonialwaren zunächst aus Frankreich, dann vom Kontinent überhaupt.

Nun aber kommt der Unterschied zwischen dem Land- und dem Seehandel. Während Frankreich auf dem Kontinent mehr und mehr nicht nur die englischen und die Kolonial-Waren, sondern auch die Konkurrenz aller Festlandsstaaten ausschloß und nur noch französische Fabrikate von Land zu Land frei konkurrieren ließ, während es mit andern Worten an die Stelle des englischen ein französisches Industriemonopol auf dem Kontinent schuf, verhielt es sich notgedrungen ganz anders zur See. Da suchte Napoleon die Bedeutung des englischen Handels zu schwächen durch Stärkung der Schiffahrt des Festlandes, insonderheit der neutralen Flaggen und des neutralen Handels. Als neutrale Schweizer Firma hatten daher die Gebr. Merian damals noch in ihrem direkten Seehandel keinerlei Eintrag, sondern jede Förderung von Frankreich zu erwarten.

Der Feind, die Gefahr, das Hemmnis für den Seeverkehr des neutralen Handels, überhaupt für allen, außer dem eigenen englischen Seehandel war vielmehr England. Und das Hauptmittel zur Abschreckung und Erschwerung des Seehandels aller andern Mächte war ein unerhörter Mißbrauch des Rechtes der Visitation auf Kriegskontrebande, das England, pochend auf seine unbedingte Suprematie zur See, in der rücksichtslosesten Weise ausübte.

Nachdem die andern Länder, Österreich, Rußland, Spanien, ihren Frieden mit Frankreich geschlossen hatten, war zu jener Zeit endlich auch das englische Volk des langen Krieges müde und bereit zur Beilegung des Haders. Nur zog sich der Friedensschluß über der ägyptischen Frage immer länger hin. Er kam erst am 27. März 1802 nach dem Rücktritt Pitts zu Amiens zustande, und er lautete für England nichts weniger als vorteilhaft, da er nicht nur Ägypten, sondern auch die meisten andern auswärtigen Eroberungen an Frankreich zurückgab.

Formell stand also England das ganze Jahr 1801 hindurch noch im Kriege mit Frankreich. Ein Hauptteil seiner

Kriegsflotte lag am westlichen Eingang des Ärmelkanals und übte eine höchst unangenehme und peinliche Kontrolle über die ganze Schiffahrt aus, von der auch Th. von Speyr die Proben zu kosten bekam.

Vermutlich eher verschärft wurde gerade im Sommer 1801 die englische Kontrolle gegenüber Schiffen aus Portugal deshalb, weil der Friede von Badajoz den portugiesischen Prinzregenten Joanno verpflichtete, im Gegensatz zu seiner bisherigen England freundlichen Haltung, die englischen Schiffe fortan fernzuhalten, den französischen dagegen seine Häfen zu öffnen. Doch war, wie gesagt, die Kriegslust in England am Erlahmen, und es bestand für den gänzlich neutralen und unverfänglichen Handel des Hauses Gebr. Merian keine direkte Gefahr aus dem damaligen politischen Zustande. Im ganzen war das Jahr 1801 wie in der Schweiz, so auch im Welthandel eine Zeit des Aufatmens, der Erholung und sogar eines beginnenden Aufschwungs.

Aus dieser allgemeinen Konstellation heraus muß nun auch das Vorgehen Theodor von Speyrs bei seinen Verfrachtungen von Lissabon im Frühjahr und Sommer 1801 verstanden werden. Ihr entspricht vor allem, daß es neutrale Schiffe sind, die Theodor von Speyr von Lissabon aus befrachtete. Das erste, ein preußisches Schiff, muß schon im Mai oder Juni von Lissabon abgegangen sein; denn vor seiner eigenen Abreise von Lissabon am 6. August hatte Theodor von Speyr bereits sichere Nachricht von der richtigen Ankunft des Schiffes in seinem Bestimmungshafen.

Mit dem zweiten, einem ziemlich schlechten und unzweckmäßig gebauten amerikanischen Schiffe ist Th. v. Speyr selbst zurückgekehrt, indem er die Ladung als Vertreter der Firma, als Supercargo, begleitete.

Allerdings hat man sich darunter nun keine 10 oder 20 000 Tonnenschiffe vorzustellen gleich den heutigen Riesendampfern. Es waren bedeutend kleinere Fahrzeuge. Der amerikanische Dampfer Kingston hatte geladen: 393 Ballen

Baumwolle, 24 Kisten Zucker, 62 Sack Kakao, 30 Kisten Zitronen. Rechnet man die Baumwolle wie heute zu 500 Pfund engl. per Ballen, so kommen wir insgesamt auf ein reines Nutzgewicht von wenigen hundert Tonnen. Offenbar ist es aber auch schon an zwei derartigen Schiffsladungen vollauf genug für ein Halbjahresgeschäft einer ansehnlichen Firma. Dabei ist zu beachten, daß dies nur ein Teil der damaligen Geschäfte der Firma gewesen sein kann. Was sie gleichzeitig in englischen Manufakturwaren, Garnen und Geweben, und in Leipziger Meßgut machte, ist darin natürlich nicht inbegriffen.

Vierzehn Tage vor seiner Abreise aus Lissabon, am 24. Juli, hatte Th. von Speyr noch einen letzten Brief aus Portugal an Christoph Merian gerichtet. Außer seinem eigenen Anliegen betr. seine künftige Stellung im Geschäft, verwendete er sich in diesem Briefe zugleich für seinen „Oncle am Heyberg", den Sensal Joh. Conrad von Speyr, der bei ihm vorstellig geworden war, daß die Gebr. Merian ihn „mit ihren Aufträgen zu vergessen scheinen."

Am 28. Juli schrieb er zum letzten Mal von Lissabon aus heim. Es tut ihm „in der Seele weh, nicht mehr schreiben zu können und durch überhäufte Geschäfte, Folgen meiner Abreise von Lissabon" an ausführlicherer Beantwortung der beiden letzten dort erhaltenen Briefe der Eltern, N. 8 vom 23. Mai und N. 9 vom 12./13. Juni 1801, die miteinander angelangt waren, verhindert gewesen zu sein.

Im allerletzten Moment, am Tag seiner Abreise von Lissabon, „in eben dem Augenblick, als ich mich einschiffen wollte", erhielt er „durch ein zweites, aus England angekommenes Paquetboot" drei weitere Briefe der Eltern, N. 10 vom 26. Juni, N. 11 vom 27. Juni und N. 12 vom 4. Juli 1801.

Man sieht daraus, daß die Gelegenheit zur Briefbeförderung nach Lissabon selten genug war. Alles ging offenbar über London, und die Post brauchte anscheinend auch im günstigsten Fall einen Monat für die ganze Reise von Basel

nach Lissabon, während doch nach Th. von Speyrs Schätzung vom 14. August eine 14tägige Überfahrt (vom 14. bis 27. August) offenbar nichts Ungewöhnliches war (s. u. S. 176).

So begleiten wir ihn denn an Bord. Das Leben auf dem Schiff schildert er selbst unterm 14. August wie folgt (S. 10 unten und f.): „Ich verließ Lissabon den 6. August und befinde mich als supercargo an Bord eines amerikanischen Schiffes Nahmens Kingston von Norfolk, welches ich frettierte und mit Waren, welche alle für Unser Haus und Eigene Rechnung (wohin bestimmt, meldete ich Ihnen) geladen ist. —. (Ein preußisches, das ich vorher schon auf neml. Art versandte, ist schon an seinem Bestimmungsorte angekommen. Alles dieses jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit.)

Unsere Equipage besteht aus einem Capitain nahmens Coppeshäll, einem jungen Menschen, nur 20 Jahre alt (also jünger als ich), aber ein guter Seemann, einem Steuermann und 8 Matrosen, meistens Schwarze" [also amerikanische Negersklaven]. „So gut ich es in dem Paquetboote von England nach Portugall hatte, so mittelmäßig, (miserabel kann ich nun eben nicht sagen) habe ich es hier. —. Meine Ruhestätte ist passabel, da ich mir eine neue Matratze, wollene Decken und zwei Leintücher vor meiner Abreise gekauft hatte, (und) worauf ich ruhig und ebensogut, wie in einem Bette schlaffe. —. Von unserer Küche will ich nicht sprechen, denn wir haben keine, sondern nur einen kleinen Ofen auf dem Verdeck, der diesen Platz versieht, und wie es da zugeht, wie da die Hände, Füße sogar eines kleinen Mohren, den sie Koch heißen, arbeiten!!! Doch stille, denn bald ist es Mittag und ich will nicht vorher schon den Luzernerpsalm singen. —. Ich weiß nicht, was der liebe Papa an meinem Platz thun würde. Ich kann der Ursel, deren ich für ihren Gruß danke, bey meiner Zurückkunft andere Ragouts, Sauces, Hachés etc. etc. machen und zubereiten lehren, wovon einem jeden beim Anblick schon die Lust zum Anbeißen ver-

leidet und Hören und Sehen vergehen wird. —. Das kann ich Ihnen sagen, daß ohngeachtet aller dieser erlangten Kenntnisse meine größte Nahrung, obschon ich einen Vorrat von Hühnern gemacht habe, aus in der Asche gebratenen Herdäpfeln besteht. —. Wir haben viel Lebensmittel und Wasser genug an Bord, auch Wein. Aber bis jetzt schmeckte mir nichts gar gewaltig. Denn wir haben immer contrairen Wind. Jedoch bin ich Gottlob ganz wohl. —." ....„Das Mittagessen ruft, d. h. meine Herdäpfel sind gebraten. Also leben Sie wohl!"

Des beharrlich fortdauernden Nordwinds wegen dauerte die Reise länger als sonst gewöhnlich. Am 14. August schreibt er:

„Obschon es nun schon der neunte Tag ist, seidem wir zur See sind, so haben wir nicht nur nichts gewonnen, sondern eher verloren, indem wir wenn es so fortgeht, eher nach Gibraltar, als an einen andern Ort kommen werden. Heute scheint die Sonne ein wenig günstiger und wills Gott wird es bald andern bessern Wind geben und ich meinen Geburtstag, den 27ten dies, auf vestem Grund und Boden feiern können.—."

Das sollte nun allerdings nicht der Fall sein. Er hat erst am 7. September nach 33tägiger Meerfahrt wieder festen Boden unter den Füßen gespürt, nachdem er das Meer herzlich satt bekommen. Er stellt darüber schon unterm 14. August folgende ziemlich trübselige Betrachtung an:

„Es ist gewiß etwas trauriges, sein Leben auf der See zuzubringen. Es braucht einen besondern gout dazu. Für mich wäre es nichts. —. Nicht nur (nicht) allen Elementen und 1000 andern Gefahren ausgesetzt, sondern ohne Freund, ohne Gesellschaft, seinen eigenen Gedanken überlassen, schwimmt man, so nichts als Himmel und Wasser erblickend, Wochen, Monate herum. —. Halbe Tage sitze ich auf dem nämlichen Flecke auf dem Verdecke und blicke soweit mein Auge sehen kann, in die Fluthen und denke meinem Schicksal nach, überlege meine Angelegenheiten und stelle Betrachtungen

an, denke an Sie, — an — alle, die mir theuer sind, — und wünsche ein jedes mahl heißer im Vaterlande zu seyn. —." Tags darauf konstatiert er nochmals: „Schon wieder ein Tag ins Meer der Ewigkeit gesunken und ein neuer angetreten und noch sitzen wir auf dem alten Flecke. —. Es muß bald anders kommen und dieser Nordwind kann nicht immer blasen." Also eine förmliche Salas y Gomez-Stimmung. In feierlicheren Augenblicken im Beginn seines Schreibens blickt er im Gedanken an seine Eltern „gerührt zum Ewigen" empor, „vor dem ich jetzt auf dem großen Weltmeere, von allem getrennt, umherschwimme." Am letzten Tage seiner datierten Einträge, dem 15. August, heißt es: „Sobald ich in einem Haven, das heißt an meinem Bestimmungsorte gelandet, so zeige es Ihnen sogleich am Fuße des Gegenwärtigen an. Gott wolle, daß es bald, bald geschehen möge .—."

Und doch denkt er im übrigen vom Reisen, von seinen geselligen Vorteilen und namentlich von seinem Bildungswerte keineswegs gering. Er schreibt unterm 13. August: „Daß das Reisen einem jungen Menschen von Conduite nichts schadet, davon ist kein Mensch mehr überzeugt als Ich. —. Man formiert Bekanntschaften, erwirbt Kenntnisse, welche beide einem jungen Menschen von unglaublichem Nutzen sind. —. Daß das Reisen aber immer für mich taugen würde, davon ist kein Gedanke. —. Es würde sich mit 1000 andern Charaktern vertragen, 1000 andre würden es für ein Glück halten, meinen Platz zu haben, meine Rolle spielen zu können, und davon profitieren. Aber mit meinem Charakter, mit meinen Grundsätzen verträgt es sich unmöglich auf die Länge. —. Ich habe zuviel von der Welt gesehen und mache mir eine ganz andre Idee von der Bestimmung und Glückseligkeit des Menschen. Ich fühle, daß ich auch, wenn es die Vorsehung so lenkt, bei weniger großen Geschäften, bei ganz kleinen, wenn es seyn muß, im Schoße der Meinigen, im Cirkel geliebter Gegenstände, glücklich leben kann und daß gerade die Reichsten, die Wohlhabendsten Menschen

öfters die Ärmsten und Unglücklichsten sind. Ich begehre keine Rolle zu spielen, beneide keinen, der dem Glücke tiefer im Schoße sitzt. Ich wünsche nur meinen Gang ruhig fortzugehen, von jedermann geliebt und niemanden gehaßt zu sein, meine Geschäfte zu thun und mein Vergnügen nicht in berauschenden Gesellschaften, sondern in meiner Nähe, an meiner Seite, in mir selbst zu suchen. —. Es wäre betrübt, mehr denn betrübt, wenn ich mit diesen Grundsätzen, mit diesen Gesinnungen meinen Zweck verfehlte." „Ich weiß es, ich werde das Weib, das mit mir den Lebenspfad durchwandern, mit mir Freude und Leid theilen will, beglücken. Ich weiß es, ich werde im Stande und stark genug seyn, ihm alles, alles aufzuopfern, und nur dann, dann erst glücklich seyn, wenn ich Es vergnügt und glücklich sehen werde. —. Aber ich fordere auch, daß dieses Weib meiner würdig sey, daß auch es fühle, daß ich es verdiene und daß auch es sich freue, sein Schicksal an das meinige gekettet zu haben. Und wenn ich denn dieses finde, wenn ich mich nicht in meiner Hoffnung täusche (und ich bin es überzeugt, ich werde es nicht), o wie will ich dann Dem danken, der mich unverdorben erhielt, denen danken, die mir nicht nur das Leben gaben, sondern noch mehr denn dieß, die mir Religion, Tugend und gute Grundsätze beybrachten und denen ich also dieses Glück schuldig bin. O Eltern! theuerste beste Eltern! Es ist nur ein Gefühl, nur ein wahres Vergnügen und das können nur tugendhafte, nur reine Seelen schmecken! ! ! ! — — —"

Auf dem Transportschiff, das ihn nun langsam den wirtlicheren Gestaden Mitteleuropas wieder zuführte, vertrieb er sich die Zeit tant bien que mal. Er sagt davon: „Eine meiner größten Zeitvertreibe, wenn mir das Wetter nicht zuläßt, zu schreiben oder etwas zu lesen (der Capitain hat englische Bücher) ist ein kleiner charmanter Affe, der von Maragnan [Marañon = der oberste peruanische Teil des Amazonas] kommt und den ich mir in Portugall verschafte. —. Er ist ganz

wie ein kleiner Mensch geformt und macht sehr artige Sachen." Womöglich soll er mit nach Basel kommen. „Er ist mir sehr attachiert und guckt soeben hinter meinem Rücken auf meinen Brief und macht ein Gesicht, wie wenn er alles, was ich schreibe, verstünde. —. Der Heiggy würde lugen, wenn er ein solches Kamerädchen bekäme."

Mit dem 15. August hören die datierten Einträge auf. Er bemerkt zum Schluß noch recht bezeichnend: „Sie haben viel Mühe alles das zu lesen, was ich Ihnen geschrieben habe. Aber es mußte seyn, ich mußte mir dieses Vergnügen, diese Erleichterung verschaffen." Er hatte für einmal wieder sein Herz geleert, und zwar, da ihn keine höhere Pflicht abhielt und nichts dabei störte, gründlich.

Vermutlich hat sich damals auch der widrige Nordwind gelegt, und die Fahrt konnte aus diesem Grunde flotter von statten gehen. Dagegen tauchte in der Folge ein anderes Hemmnis auf, von dem wir nur durch einen undatierten kurzen Nachtrag Kenntnis erhalten. Er lautet: „Ich bin durch die ganze englische [Kriegs-]Flotte, die ungeheuer stark ist, glücklich passirt, nachdem von mehreren Kriegsschiffen und sogar des Admirals, visitiert worden. —."

So fuhr also das Schiff durch die englischen Spießruten in den Kanal ein, und was nun geschah, das soll uns wiederum Theodor von Speyr selbst erzählen, als der einzige, der überhaupt mit klarem Kopfe dabei war. Er schreibt seinen Eltern aus Fécamp am 9. September 1801:

„Es war vorgestern Nachmittags, daß wir nach einem Auffenthalt von 33 Tagen Endlich die Küste Frankreichs erblickten und uns vornahmen, uns dem ersten besten Seehafen zu nähern und wenn es die Umstände erlaubten, daselbst einzulauffen. —. Ein heftiger Wind beraubte uns bald die Hofnung, uns auf dem festen Lande zu erholen, und verwandelte sich gleich darauf in einen fürchterlichen Sturm, der uns, aller angewandten Mittel ohngeachtet, von einer Seite zur andern schmetterte, und endlich, nachdem wir einen Mast-

baum umgehauen, und über Bord geworfen, nichtsdestoweniger uns an die hiesige Küste warf, wo das Schiff borstete und alles zertrümmerte. Gott ist mein Zeuge, daß ich bis auf den letzten Augenblick und bis mich die Wellen, die höher denn die Mastbäume stürmten, auf den Boden des Verdecks warfen, mit einer Ruhe, mit einer Kaltblütigkeit arbeitete, die die Matrosen, die der Augenblick des Todes erblassen machte, zum Staunen und Verwunderung brachte. —. Obschon mich das Toben der Elemente, das Geprassel der zusammenstürzenden Maste und Segel, der hereindringenden Fluten, die letzte Minute, nicht viel denken ließ, so dachte ich doch an Sie, und einige der mir so nahe ans Herz gehenden Theuren und Geliebten!!!, von welchen mir der Abschied, die augenblicklich scheinende Trennung schmerzhaft war.

Aber meine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Gott, der allmächtige Vater, wollte mich Ihnen zum Troste, Ihnen und denen, die an meinem Schicksal Anteil nehmen, zur Beruhigung erhalten und rettete mich auf folgende Art.

Der Capitain und alle Matrosen hatten sich, an aller Möglichkeit der Rettung verzweifelnd, über Bord ins Meer geworfen, um vielleicht ihr Leben durch Schwimmen zu retten. Ich war also der Letzte und allein auf dem Schiffe, das noch ein wenig zusammenhielt, und suchte, so viel mir die pechschwarze Nacht und das Zusammenkrachen der herunterstürzenden Balken erlaubte, da ich mich ganz verlassen sah, womöglich zu retten, erblickte einen Mastbaum, der vom Verdeck gebrochen ins Wasser hing und sich meinem Vermuthen nach gegen das Land kehrte, kletterte hinab und sprang, als ich das Ende davon erreichte, mich der Vorsehung empfehlend, ins Meer, arbeitete mich durch die Wellen, und Gott sey es ewig gedankt! kam auf vesten Boden und wurde durch Hülfe meiner jugendlichen Anstrengungen und Kräfte und mehreren braven Männern, die unter der Anzahl von 1000 Einwohnern, die unser Unglück, das sie vorsahen, herbeigebracht hatte, da waren, gerettet. Ich war nicht im gering-

sten beschädigt, und zu meinem Erstaunen und zur großen Verwunderung der ganzen unzählbaren Menge, die mit Fackeln und Lichtern dort waren, ganz beruhigt und dankte mit Wärme für meine Rettung, fragend, in welcher Gegend Frankreichs ich mich befinde." [Es war die Reede von Fécamp nordöstlich von Havre.]

„Ich verlohr, während ich mich durch das Wasser arbeitete, meinen Hut, Messer etc. und ein kleines Beutelchen mit ohngefähr 6—7 englischen Guineen eigenes Sackgeld, das ich in dem Gilet, das Reisegeld hingegen in den Pantalons hatte und rettete."

„Ich wurde, da ich mich der Letzte flüchtete, der Letzte aus dem Wasser gezogen und vernahm zu meiner Freude, daß alle Menschen am Leben waren. —."

„Ich war nicht zu bewegen, mich zu Bette zu begeben, und blieb solange dort, biß Maaßregeln getroffen waren, womöglich bey ruhiger werdendem Gewässer die nahe an das Land getriebenen Überbleibsel des Schifs und so viel immer möglich von den Waren zu retten. Letztere sind Gottlob gegenwärtig beynahe alle ans Land geworfen und in Sicherheit, sowie auch meine Papiere, so daß meine Herren nichts verlieren, da ich überdies die ganze Ladung verassecurierte."

„Meine Feder ist zu schwach, Ihnen eine solche Beschreibung eines solchen Augenblicks zu machen. Er läßt sich nur durch Augenzeugen fühlen. Ich hoffe nun bald nach Hause zu kommen und alles dieses Ungemach im Schoße geliebter Eltern und teurer Gegenstände zu vergessen. —."

„Da ich mir sogleich nach meiner Rettung auf das Vesteste vornahm, zu Bezeigung meiner Erkenntlichkeit und Dankbarkeit gegen Gott ein Opfer zu bringen, so ersuche ich hiemit den lieben Papa auf das Nachdrücklichste, eine solche Summe von meinem in Händen habenden Gelde unter dürftige und würdige Arme auszuteilen, als er gut finden wird, den Geber verschweigend. Auf die richtige Ausführung dieser Bitte zähle ich zuversichtlich."

„Die Flut schwemmte einige meiner Kleidungsstücke und mehrere andere Dinge meines Eigentums aus der Kajüte, die nicht gerettet werden konnten. Das übrige ist in Sicherheit. — Ich tröste mich, mein Leben davon getragen zu haben, und hoffe, meine Herren Prinzipale, die ich eher als Freunde betrachte, werden als Solche handlen. —."

„Ich überlasse es Ihnen, beste Eltern, diesen Brief unsern nächsten werten Angehörigen und besondren Freunden zu kommunicieren, überall meine besten Empfehlungen verrichtend." — — —

„Es ist tief, tief in der Nacht. Ich bin" — es war erst die zweite Nacht nach dem Schiffbruch — „wie Sie sich leicht vorstellen, ermüdet und gehe zu Bette, Sie nochmals meines gänzlichen Wohlseins versichernd."

Diesen Brief vom 9. Sept. 1801 schrieb Theodor von Speyr „im Hause unsres Korrespondenten" zu Fécamp. Er bemerkt dazu, er könnte nirgends, nur das väterliche Haus ausgenommen, besser besorgt und aufgehoben sein.

Jetzt erst kann er auch den langen Meerbrief vom 11.—15. August beischließen. Und nicht unerwähnt soll nun zum Schluß auch noch der Eingang zu seinem Bericht über den Schiffbruch bleiben, der so anhebt:

„Ich stelle mich an Ihren Platz, theuerste, beste Eltern, und weiß, wie sehr es Sie freuen wird, endlich nach einer langen, langen Zeit beide Briefe von mir zu erhalten. Gottlob, daß Sie meine Lage nicht sahen, Gottlob, daß ich Sie mit meinem Unglücke und mit meiner Rettung, mit meinem Wohlseyn zu gleicher Zeit bekannt machen kann. — Wie nahe stund es Ihnen, einen Sohn — Ihren Sie über alles liebenden und wiedergeliebten Theodor zu verlieren. — Wie nahe, wie vertraut war ich schon mit dem Augenblicke, wo der Mensch vor seinen Schöpfer und zugleich auch für seinen Richter trittet; und bey eben diesem Allmächtigen Schöpfer, bey eben diesem Ewigen Richter sey es zu Ihrem und zu meinem Troste geschworen, war und blieb ich ganz ruhig, behielt meine

völlige Geistesgegenwart und vertraute auf Ihn. Ich will Ihnen, da ich nun ganz gerettet bin, da nicht einmahl, (welches beynahe unglaublich) meine Gesundheit gelitten, eine, so viel es mir die Umstände und die Zeit erlauben, richtige und kurze Beschreibung der traurigen Begebenheit machen; Sie nochmahls ersuchend, Alles mit kaltem Blute und ohne zu starke Theilnahme zu lesen, auch im Voraus meine schlechte Schreibart zu entschuldigen. —"

Dieser authentische Bericht des Nächstbeteiligten, und zugleich des einzigen gebildeten Passagiers des Kingstown wird nun durch die Meldungen des Journal du Commerce Nr. 344 und 348 vom 24. und 28. Fructidor = 12. und 16. September 1801 ergänzt wie folgt: J. d. C. vom 24. Fructidor an 9:

Nouvelles de Mer. — Le navire américain Kingstown, venant de Lisbonne, avec un chargement de coton, cacao, sucre, citrons, etc., s'est présenté le 19 fructidor, au soir devant Fécamp à la marée basse. La mer était grosse et le vent assez violent; il mit à l'ancre jusqu'à ce que le signal ou les pilotes lui indiquassent le moment d'entrer; mais le temps étant devenu excessivement mauvais, les pilotes n'ont pu l'aborder, et on a été longtemps inquiet pour la vie de l'équipage et le salut du navire et de la cargaison; mais ayant eu le bonheur d'échouer le long de la jetée d'orient les hommes ont été sauvés ainsi que la majeure partie du chargement. Le navire aurait même éprouvé peu de dommage, s'il n'eut pas été vieux et de construction américaine. Il est probable, que le capitaine a été trompé sur l'heure de la marée.

In Wirklichkeit war das Schiff lediglich ein Spielball des Sturmes gewesen. Die Piloten hatten versagt, und der Kapitän hatte offenbar gar keine Kenntnis der Platzverhältnisse.

Der zweite Zeitungsbericht, vom 16. September, enthält zunächst das „Détail du chargement du navire naufragé en ce port (à Fécamp): 24 Kisten Brasilzucker, 393 Ballen Rohbaumwolle, 62 Sack Kakao und 30 Kisten Zitronen, und be-

richtet dann weiter, man habe das Schiff sabordiert, d. h. es seitlich angebohrt, um so die Waren aus dem Schiffsbauch herauszunehmen, und habe alle Baumwolle mit Ausnahme von 2 Ballen gerettet. Desgleichen seien vollständig gerettet die 62 Sack Kakao und die Zitronenkisten. Am meisten gelitten hatte der Zucker, da die Kisten im Schiffsboden untergebracht waren und dort vom Meerwasser derart genetzt wurden (submergées), daß $^2/_3$ des Zuckers sich auflöste.

Diese Kaufmannsgüter sind beansprucht worden durch den Bürger Vaquerie, als Consignataire und hiezu bevollmächtigten Vertreter von Herrn Despeyr, subrécargue du chargement, qui était au bord du navire.

Da der Kapitän auf das Schiff verzichtete, wurde der Schiffsrumpf (la coque), sowie das Takelwerk und die Ausrüstung des Schiffes durch den Marinekommissär verkauft.

Von Fécamp wandte sich Theodor von Speyr zunächst nach Paris, um dann sobald als möglich nach Basel abzureisen. Seine Pariser Adresse gibt er an wie folgt: Mr Théodore de Speyr de la maison Merian frères de Basle, chez Monsieur Jâques Récamier, Banquier à Paris.

Mit seiner Heimkehr hört natürlich auch diese Korrespondenz auf und damit zugleich unsre einläßlichere Kunde von seinem weiteren Tun und Lassen. Aus meiner Biographie Chr. Merians ist ersichtlich, daß er das ersehnte, innig verbundene doppelte Ziel seiner Wünsche: die Prokura seiner Firma und die Braut seiner Wahl $1^1/_2$ Jahre darauf wirklich erreicht hat.

Noch ein Jahr später, im August 1804, hat er von seinem Prinzipal und Freunde Christoph Merian das Haus zum grünen Ring erworben und dort mit seiner vorerst noch kleinen Familie und seinem Schwiegervater Leonhard Ryhiner-Battier, dauernd Wohnung genommen. Das Haus ist in der Folge der Sitz seiner Firma geworden und geblieben, und der an seiner Stelle in den letzten Jahren erstandene Palast ist es mutatis mutandis heute noch.

Was weiter von Theodor von Speyr zu sagen ist, findet sich z. T. in gedruckter Form in den späteren Kapiteln der Biographie Chr. Merians, z. T. harrt es noch der Darstellung durch eine eigene Biographie des Mannes, der in seiner Zeit nach den verschiedensten Richtungen, als Geschäftsmann — Begründer einer der hervorragendsten Basler Firmen und Präsident des Handelskollegiums, — als Basler Bürger, Richter und Ratsherr, als eifriger Militär bis zum Oberstlieutenant, überall seinen Mann gestellt hat und durch seine in allen diesen Würden immer wieder bewährte Tüchtigkeit und Tatkraft insonderheit unserm kaufmännischen Nachwuchs als Beispiel eines vollwertigen Menschen vor Augen gestellt zu werden verdient.